

Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft

Marilia dos Santos Lopes und Peter Hanenberg

Universidade Católica Portuguesa, Lissabon

In Zeiten epistemologischer Neuorientierung der kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen mag sich einmal mehr die Frage stellen nach dem Verhältnis von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft. Das Problem begleitet uns seit den frühen Vorlesungen unseres gemeinsamen Lehrers Dieter Wuttke – erinnert sei hier an seine kleine Schrift über die „Geschichtlichkeit der Literatur“ (Wuttke, 1996).

Während in unserem literaturwissenschaftlichen Studium die Frage stets präsent war – sei es in dem von Wulf Segebrecht angenommenen Interesse an der Sozialgeschichte der Literatur, sei es in einer an Nietzsches unzeitgemäßen Betrachtungen angelehnten Reflexion auf Nutzen und Nachteil der Historie beim Schreiben (Hanenberg, 1993) – bedurfte es bei den historischen Untersuchungen einer besonderen Anstrengung, um hier literaturwissenschaftliche Gegenstände und Methoden gleichermaßen fruchtbar zu machen. Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft teilen, so ist unsere These, nicht nur einen großen Fundus potentieller „Quellen“ bzw. Untersuchungsgegenstände, sie bedienen sich vielmehr auch eines gemeinsamen Sets von Vorgehensweisen, Instrumenten und Methoden. Diese Untersuchungsgegenstände und Methoden sind allerdings keine statische Gegebenheit, sondern selbst dem historischen Wandel unterworfen. Vielleicht liegt ein großer Teil des Dilemmas der heutigen Kultur- und Geisteswissenschaften darin, dass Sie alte Fragen an neue Gegenstände oder neue Fragen an alte Gegenstände stellen, ohne sich darum zu kümmern, in welchem historischen Kontext die Antworten irgend wirklich erwartet werden. Wissenschaften,

denen keine Erklärungsrelevanz zuerkannt wird, dürfen sich über mangelnde Ausstattung und fehlende Perspektiven nicht beklagen. Eine solche Erklärungsrelevanz lässt sich weder durch das beharrliche Festhalten am Überkommenen noch durch die modische Anbiederung an den raschen Zeitgeist erzwingen. Im Gegenteil, sie kommt auf unerbittlich gerechte Weise dadurch zustande, dass Probleme wirklich sind und der Lösung bedürfen. Zusammengenommen ergeben Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft so etwas wie eine „Naturwissenschaft der kulturellen Welt des Menschen“ (Wuttke, 2003: 79), gerade deshalb, weil sie sich als solche nicht genügen.

Welche Quellen?

Die Frage nach den Quellen von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft kann man neutraler stellen, als wir dies hier tun. Man könnte nicht nach den „Quellen“ fragen, sondern nach den jeweiligen „Untersuchungsgegenständen“ und würde alsdann zwei Antworten erhalten, die Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft apriori von einander trennen: auf der einen Seite die Quellen, auf der anderen Seite Texte. In dieser Trennung des Textbegriffs vom Begriff der Quelle (und umgekehrt) scheint uns eine Routine wirksam, die von der Sache her nur schwer und wenn, dann nur als Ergebnis eines historischen Prozesses zu rechtfertigen ist. Warum sind manche Texte Quellen und andere nicht? Und warum sind manche Quellen Texte und andere nicht? Wir haben uns derart an eine Trennung von historischen Quellen und literarischen Texten gewöhnt, dass sie uns vorkommt wie ein natürliches Phänomen. Erinnerung sei nur daran, wie der Begriff „Historie“ noch im 17. Jahrhundert gleichermaßen für erfundene wie für „wahrhaftige“ Geschichten benutzt wurde und im übrigen dem Publikum in beiden Fällen den gleichen Nutzen versprach, nämlich ein erbauliches Vergnügen (Knappe, 1984). Sind die Texte eines Happel (Happel, 1688) oder Groeben (Groeben

1694) nun historische Quellen oder literarische Texte? In dem Maße, wie diese Frage nicht eindeutig zu beantworten ist, wurden die Werke der genannten Autoren weder von den Geschichtswissenschaften (die ihnen nichts zutrauen) noch von den Literaturwissenschaften (die von ihnen nichts erwarten) wahrgenommen. Es mag eine bittere Fußnote sein, wenn wir hinzufügen, dass es ausgerechnet ein solches kulturelles Breitenphänomen (die genannten Autoren hatten großen Erfolg bei ihrem Publikum) ist, für das sich die Forschung bislang kaum interessiert hat, als ginge uns nicht an, was den vielen gefiel.

Das genannte Beispiel mag zeigen, dass wir mit einem erweiterten Gegenstandsbereich in der Tat neue Gegenstände in den Blick nehmen, die bislang „zwischen die Gitter“ gefallen sind: zu leicht oder zu klein, um einer Disziplin zu genügen. Diese Erweiterung der möglichen Untersuchungsgegenstände (die Verengung der Gitter also; wir kommen unter dem Begriff der Medialisierung noch einmal darauf zurück) ist aber nur ein Effekt, den wir erreichen, wenn wir danach fragen, was legitimerweise zu untersuchen wäre. Ebenso wichtig scheint uns, dass wir einerseits den „Quellenwert“ auch der literarischen Texte erkennen und andererseits den Quellen ihre „ganze Textlichkeit“ zuerkennen. Was heißt das?

Nach dem Quellenwert literarischer Texte zu fragen, stellt diese Texte in ihre Kontexte zurück. Literarische Texte existieren nicht für sich, sie existieren immer auch als Quelle für etwas, sei es der Unterhaltung, des Wissens, der Zerstreung, der Irreführung oder des Einkommens für den Autor. Es ist eines der am weitesten verbreiteten Missverständnisse, die sogenannte Autonomie der Kunst als naturgegeben und für eine absolute Kontextlosigkeit zu halten. Die sogenannte Autonomie der Kunst ist ein – im übrigen junges – historisches Produkt in permanentem Wandel (Luhmann, 1995). Sie ist nicht naturgegeben sondern eine funktionale Antwort auf historische Veränderungen,

wie sie die europäische Neuzeit prägen und zu denen auch die Trennung von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft selbst zählt. Dieser Umstand ist schon Kants Definition des „interesselosen Wohlgefallens“ eingeschrieben und noch Adornos These der negativen Dialektik abzulesen.

Texte sind Quellen, sie geben Auskunft über ihren Gebrauch oder dessen Verweigerung, sie sind Ausdruck und Eindruck und nirgends genügen sie sich selbst. Ein derartiges Quellenverständnis würde die Literaturwissenschaft aus ihrer historischen Isolation befreien.

Umgekehrt kann die Geschichtswissenschaft nur gewinnen, wenn sie die „ganze Textlichkeit“ ihrer Quellen nutzt. Hayden White (White, 1991) und andere haben schon vor einigen Jahrzehnten gezeigt, wie das ganze Geschäft des Historikers von poetologischen Verfahren durchwirkt ist. Historische Darstellungen sind in der schönen Literatur vergleichbaren Weise rhetorisch und poetisch konstruierte Texte. Ranke, Droysen, Golo Mann oder Paul Veyne haben dies schon immer gewusst und für ihre Arbeiten bewusst fruchtbar gemacht.

Aber nicht nur die Texte, die Historiker schreiben, sind als solche konstruiert. Auch ihre Quellen sind es. Und in diesem Umstand liegt unseres Erachtens ein ganzes Potential neuer Erkenntnisse, indem nicht zu fragen ist, was die Quellen sagen, sondern wie sie es tun. Manche Texte – wie etwa historische Reisebeschreibungen –, die von ihrem authentischen Informationswert zweifelhaft sind, sind gerade besonders aussagekräftig in ihrer Konstruiertheit (Harbsmeier, 1994; Opitz, 1997). Hier könnte eine Geschichtswissenschaft, die ihre Quellen beim Wort nimmt und nicht zu Informationsgebern degradiert, neue Beiträge liefern für das historische Verständnis des Menschen in seiner Welt. Bei der Entwicklung des historischen Bewusstseins seit der Renaissance geht es ja gerade nicht um ein blindes Anhäufen von Fakten, sondern um

den Versuch, Verständnis- und Anschauungsformen von Wirklichkeit zu rekonstruieren und als solche verfügbar zu halten.

Ein reduzierter Quellenbegriff und ein kontextloses Textverständnis werden dort wirksam vermieden, wo Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft wechselseitige Anleihen machen. Der zur Zeit virulente Begriff der Kulturwissenschaft(en) mag genau dies projektieren und hat seine Konjunktur in diesem Sinne mehr als verdient. Im Laufe der Reflexionen, denen dieser Begriff nunmehr seit 100 Jahren unterworfen wird und die sich in immer neuen Einführungen (Assmann, 2006; Fauser, 2003; Schöbler, 2006), und Handbüchern (Nünning, 1998; 2005; During 1999) niederschlägt, zeigt sich, wie sehr er das Resultat eines Zusammenführens von Disziplinen und Kontexten ist, an deren getrennter Koexistenz nun nicht einmal die Bildungsbürokraten festhalten können. Ebenso deutlich wird wohl auch, dass wir vieles, an das wir uns in diesen getrennten Geschäften gewöhnt haben, nicht werden vergessen, sondern zur wechselseitigen Verfügung halten müssen.

Vom Vergleichen

Es besteht, wie zu sehen war, ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den Gegenständen, derer sich die Wissenschaft annimmt, und den Fragen und Antworten, die sie daraus ableiten kann. Die Möglichkeiten potenzieren sich in dem Maße, wie eines der einfachsten wissenschaftlichen Verfahren zur Anwendung gebracht wird, nämlich der Vergleich. Es ist erstaunlich, mit wie vielen Widerständen vergleichende Verfahren gleichwohl zu rechnen haben (und mit wie viel Beifall man ihnen anderswo begegnet, wenn sie denn als komparatistisch ausgewiesen werden). Die Zahl der Arbeiten, die historische Phänomene durch Zeiten oder nur über Räume hinweg vergleichen, die kulturelle Produkte unterschiedlicher Gattungen zueinander in

Beziehung setzen, geschichts- und literaturwissenschaftliche Befunde zur wechselseitigen Kritik ansetzen, ist immer noch gering. Dass es einmal mehr als um das Einzelne gehen könnte (auf oder um das Ganze – daran ist ja nicht zu denken), wird nur viel zu selten als eine epistemologische Chance begriffen. Kulturvergleichende Studien haben noch immer zu einer wechselseitigen Erhellung der Phänomene beigetragen, und es ist solchen Unternehmen zuzuschreiben, dass sich manche Auslandsphilologie schneller aus ihrer fachlichen Isolation befreien konnte als ihre inländischen Vorbilder – wie wir nicht zuletzt am Beispiel der Arbeiten von Maria Manuela Delille in Coimbra lernen konnten (Delille und Opitz, 2003).

Schon Goethe war Deutschland, war die deutsche Literatur zu klein. Und so wie Goethe auf die Weltliteratur schielte, so suchen wir heute nach den Protagonisten und Prozessen einer Global History, in der die Bedeutung der Einzelstaaten, ihrer Entscheidungen und Optionen auf ein noch vor 20 Jahren unvorstellbar geringes Maß reduziert ist (Lopes, 2007).

Dieser Art von „Internationalisierung“ von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft werden wir vorerst wohl nur Schritt für Schritt über das vergleichende Verfahren gerecht werden können. Dass wir aber nicht fortfahren können, Fragen und Phänomene zu isolieren, scheint ebenso deutlich wie die Schwierigkeit, die Fänge und Gewebe hochspezialisierten Wissens mit Anstand aufzuheben.

Vergleiche sind ein erkenntnistheoretisches Abenteuer, denn sie setzen die Kenntnis des Einzelnen voraus, obwohl das Einzelne als solches erst erkennbar wird durch den Vergleich. Das, was wir miteinander vergleichen, wird durch den Vergleich immer gleicher und immer unterschiedlicher zugleich. In diesem Sinne sind alle Vergleiche ein höchst willkürliches und noch in ihrer Ausführung konstruktivistisches Unternehmen. Auf Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft angewandt scheint uns deshalb

momentan eine Denkfigur besonders fruchtbar zu sein, nämlich das, was mit dem Begriff Europas verbunden ist. Europa ist schon in seinem Begriff zugleich etwas Einzelnes (nämlich anders als der „Rest der Welt“) und etwas Vergleichendes (nämlich seiner konstituierenden Elemente), sozusagen der Inbegriff der epistemologischen Herausforderung des Vergleichs. Das Potential europäischer Studien im Verbund von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft ist noch nicht einmal im Ansatz erschöpft, und doch wird es das Signum unserer Epoche sein, wie – auf ihre Weise und mit den ihnen zukommenden Effekten – einst vaterländische Geschichte und Dichtung (Hananberg, 2004).

Die Komplexität eines historischen Prozesses liegt nicht nur im Detail seiner konkreten Erscheinung, sondern ebenso im Netz seiner globalen Ursachen und Effekte. Das ist heute deutlicher als früher. Und deutlich ist nun auch, dass ein literarischer Text nicht als solcher und in sich an Bedeutung gewinnt, sondern in dem Maße wie er sich zu konkurrierenden Medien verhält.

Medienwechsel

Literatur als Leitmedium der Gesellschaft ist ein historisches Phänomen. Weder für die Zeit vor 1800 noch nach dem Fernsehen lässt sich eine herausragende Rolle der Literatur als kulturelle Determinante ausmachen. Daraus lassen sich unseres Erachtens drei Konsequenzen ableiten:

1. Für den genannten Zeitraum von 1800 bis ca. 1950 ist das Studium der Literatur ein wichtiges Element der historischen Rekonstruktion von Kultur.
2. Für andere Zeiträume müssen andere kulturelle Ausdrucksformen in die historische Analyse einbezogen werden.

3. Die Literaturwissenschaft bleibt nur dann erklärungsrelevant, wenn sie ihre analytischen und synthetischen Kompetenzen auf andere kulturelle Ausdrucksformen hin entwickelt.

Der erste Punkt ist unter Literaturwissenschaftlern unstrittig; die Engführung von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft ist hier wenn nicht geläufig, so doch vorstellbar. Für die Zeit vor 1800 wird man – wie die obigen Beispiele gezeigt haben – mit einem erweiterten Literaturbegriff rechnen müssen, der erst durch die Autonomieästhetik eingeengt worden ist. Wulf Segebrecht hat mit seiner Studie zu den Gelegenheitsgedichten ein frühes Beispiel dafür geliefert (Segebrecht, 1977). Warum aber, so muss man fragen, ist für die zeitgenössische Kultur, in der Literatur nur ein Phänomen unter vielen ist, die Literaturwissenschaft nicht vollends durch eine Medienwissenschaft zu ersetzen?

Als Wissenschaft von Texten und der in Texten konstruierten Bedeutung hat die Literaturwissenschaft ein Set von Begriffen und Verfahrensweisen entwickelt, die sinnvoll auch auf andere Medien zu übertragen sind (Hananberg, 2007). Wir können nicht erkennen, warum die großen literaturwissenschaftlichen Methoden oder Ansätze am sogenannten literarischen Text ihre Grenze finden sollten: Hermeneutik, Positivismus, Strukturalismus, Semiotik und Diskursanalyse sind Verfahren, die nie allein für die schöngeistige Literatur konzipiert wurden, die an und mit ihr aber die weiteste Verbreitung gefunden haben. Dieses „literaturwissenschaftliche Trainingslager“ im Studium der Kultur hat seine bildenden und fördernden Kräfte nicht eingebüßt, es sei denn, man verwechselte es vollends mit der Wirklichkeit. Es ist nicht einzusehen, warum die genannten Verfahren nicht dazu geeignet sein sollen, in anderen Medien konstruierte Bedeutung zu analysieren und zu synthetisieren. Gleichwohl mag ein Bedenken bleiben, wenn der Textbegriff emphatisch aufgefasst wird. Texte sind –

das wissen Editionsphilologen genauso gut wie *webmaster* – keine statischen Phänomene, sondern ephemere Erscheinungen, deren Präsenz stets aufs Neue konstruiert werden muss. Die Literaturwissenschaft ist von dem frühzeitig durch Benjamin konstatierten „Verlust der Aura“ des Kunstwerks im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit nicht wirklich betroffen, denn der Gegenstand der Literaturwissenschaft war schon immer von Medialität geprägt, sei es der mittelalterlicher Kopisten, in der Gutenberg Galaxis oder nunmehr durch seine Redimensionierung als Hypertext im multimedialen Kontext. Die Herausforderung besteht nun darin, die am literarischen Text entwickelten und erprobten Verfahren auf jene medialen Konstrukte zu übertragen, die an seine Stelle getreten sind. Die Literaturwissenschaft hatte auch bislang nicht eine Aufgabe, sondern viele. Von der Analyse interner Strukturen (der sogenannten Werkimmanenz), über historische und systematische Zusammenhänge, Fragen der Produktion und Rezeption bis hin zu den Herausforderungen von Sicherung und Vermittlung (Edition sowie intralinguistische, interlinguistische und intersemiotische Übersetzung) hat sie ihre Gegenstände einem umfassenden Erklärungsprozess unterworfen.

Zwei kurze Beispiele aus der Praxis mögen illustrieren, um was es hier geht. Bei der Untersuchung des Afrikabildes in deutschen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts kamen wir schnell zu dem Ergebnis, dass die Quellen uns förmlich dazu zwingen, das Afrikabild im Kontext der gesamten geographischen Revolution der Frühen Neuzeit zu sehen. Über Afrika kann man in dieser Zeit nicht reden, ohne über die Neue Welt zu sprechen – und umgekehrt (Lopes, 1992). Nur langsam wächst in den historischen Quellen ein differenziertes Bewusstsein, das den einzelnen Realitäten spezifische Aufmerksamkeit und zugleich vermittelnde Integration zukommen lässt. Überraschend ist aber nicht nur dieser „Zwang zur vergleichenden Betrachtung“, der von den Quellen

ausgeht. Interessant ist eben auch, dass das, was sich an den schriftlichen Quellen belegen lässt, in gleicher Weise auch auf andere, insbesondere bildliche Quellen zutrifft. Und so hat sich mit den Gegenständen unsere historische Arbeit verschoben und erweitert: was als eine Analyse historischer Schriften begann, verlängerte sich alsbald in ein Projekt der Darstellung und Analyse historischer Wissenskonstitution in unterschiedlichen Medien, zu denen die *Iconography of the Discoveries* an prominenter Stelle dazu gehört (Lopes, 1998).

Ein zweites Beispiel mag ähnliches belegen. In den Untersuchungen zu Leben und Werk Wolfgang Koeppens spielt die Frage, was in den Jahren zwischen 1933 und 1945 mit dem Autor und seiner Arbeit geschah, eine zentrale Rolle. Die Diskretion des Autors und die Vieldeutigkeit der von ihm produzierten „Quellen“ (in seinen Texten, in Interviews etc.) ließen viele Vermutungen zu, die kaum über Spekulationen hinausgehen konnten. Als der Berliner Literaturwissenschaftler Jörg Döring sich allerdings entschloss, neue Arten von Quellen zu Rate zu ziehen, bekam die Forschung neue und wegweisende Impulse: Jörg Döring befragte das Archiv des Finanzamt nach den Einkünften Koeppens in der genannten Zeit (Döring, 2001). Dass uns diese nüchternen Zahlen einmal helfen würden, die Konstruktion von Wirklichkeit im Werk des Schriftstellers zu rekonstruieren, wäre ohne Dörings Arbeit nicht vorstellbar gewesen. Sie ist ein Beweis für die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer sinnvollen Erweiterung des Quellenbegriffs und der zur Untersuchung heranzuziehende Gegenstände. Während im ersten Beispiel die historische Quellenlage uns zu einem erweiterten Gegenstandsbereich führt (nicht nur Afrika, nicht nur Texte), so führt im zweiten Fall ein erweiterter Quellenbegriff (Finanzamt) zu einer Revision des Untersuchungsgegenstands. In beiden Verfahren liegt die Produktivität und die

Innovation, die von Forschungen an der Schnittstelle von Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung zu erwarten sind.

Vom Wissen

Diese Schnittstelle, so ist deutlich geworden, markiert ein zentrales Problem: die Konstituierung von Wissen. *Wissen, knowledge, conhecimento* sind die Leitbegriffe moderner Gesellschaften – und mit der Lissaboner Strategie sind sie zu einem Politikum geworden, an denen auch die Wissenschaftsreflexion nicht vorbeigehen kann. Es ist deshalb nur konsequent, dass der Begriff des Wissens auf neue Weise produktiv gemacht wird, wie zum Beispiel durch das Forschungsprogramm am Berliner Zentrum für Literaturforschung unter dem Titel „Kunst als Wissenschaft – Wissenschaft als Kunst“.

Ein anderes Beispiel für die Virulenz des Begriffs des Wissens ist der Erfolg von Dietrich Schwanitz' Buch *Bildung – Alles, was man wissen muss* (Schwanitz, 1999), das in viele Sprachen übersetzt wurde. Im wissenschaftstheoretischen Sinne besonders interessant ist aber das Buch, das Ernst Peter Fischer unter dem Titel *Die Andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte* dem Bestseller (allerdings ohne den entsprechenden Erfolg) an die Seite gestellt hat (Fischer, 2001). Hier kommt jene Debatte zum Tragen, die seit der Trennung der Wissenschaften im späten 19. Jahrhundert ihre Diskussion ebenso begleitet wie die Spezialisierung ihre Praxis: nämlich das Nachdenken *Über den Zusammenhang der Wissenschaften und der Künste*, wie Dieter Wuttke eine kleine Programmschrift genannt hat (Wuttke, 2003). Wie sehr sich die verschiedenen Formen des Wissens berühren und beeinflussen, zeigt Fischer im letzten Kapitel seines Buchs unter dem Titel „Wissenschaft als Kunst denken“: Von hier

aus, so lautet die Hoffnung, lassen sich die Welträtsel zwar nicht lösen, aber doch wenigstens beschreiben (Fischer, 2001: 416-435).

Ohne Zweifel ist es vor allem die Hirnforschung, die in diesem Sinne die Geisteswissenschaften vor neue Herausforderungen stellt. Wenn Hirnforscher die Willensfreiheit des Menschen naturwissenschaftlich in Frage stellen, dann bringen sie die Philosophen in Erklärungsnot, denen sie seit dem Streit um das Substanzproblem in dieser Form nicht mehr ausgesetzt waren (Geyer, 2004). Wie konkret sich solche Reflexionen auf die Arbeit des Historikers auswirken, hat Johannes Fried in seinen *Grundzügen einer historischen Memorik* unter dem Titel *Der Schleier der Erinnerung* gezeigt (Fried, 2004). Karl Eibl hat seinerseits unter dem Titel *Animal Poeta Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie* zusammen getragen, die auf dem Germanistentag in Marburg 2007 als Fundament einer neuen Reflexion auf Natur und Kultur diskutiert wurden (Eibl, 2004).

Das Wissen, an dem Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung arbeiten, sucht also erkennbar seine Rückbindung an Disziplinen in einer Weise, wie es die unheilvolle Trennung der Wissenschaften in zwei Kulturen lange nicht für möglich oder wünschenswert gehalten hat. Natürlich bleibt aber auch Kritik an dieser Rückorientierung nicht aus. So hat etwa Tony E. Jackson für die Spezifität der Literaturwissenschaft, ihrer Erkenntnisinteressen und Methoden und gegen eine blinde Naturwissenschaftsorientierung argumentiert (Jackson 2003). Und Wolfgang Kemp hat unter dem Titel „Natürlich“. Die Geisteswissenschaften in Zeiten biologischer Korrektheit“ eine lesenswerte Polemik vorgelegt: Die Menschen, so schreibt er, „verhalten sich undankbar. Denn sie produzieren unablässig ein Produkt, das sich der Verfügung der Naturwissenschaft entzieht. Es heißt Geschichte.“ (Kemp, 2006: 84). Die Geschichte, so argumentiert Kemp, laufe zwar „ganz ‚natürlich‘ im Reich der

Naturgesetze“ ab, ihr Motor aber seien diese Gesetze nicht: „Denn die Geschichte besteht, wie ihr großer Theoretiker R.G. Collingwood sagte, nicht aus Vorgängen, sondern aus Handlungen, welche eine Innenseite haben, die sich aus Gedankenprozessen zusammensetzt. And what the historian is looking for is these processes of thought. All history is the history of thought.““ Mit Kemp können wir sagen: „[...] das Wort von der ‚Innenseite‘ (inner side) als der *differentia specifica* zwischen natürlichen und historischen Prozessen wollen wir festhalten“ (Kemp 2006: 85). Es kann nicht darum gehen, unter dem Zeichen des Wissens (oder der Hirnforschung) die spezifischen Differenzen natürlicher und historischer Prozesse zu verwechseln. Im Gegenteil. So schreibt Dieter Wuttke: „Wenn der Mensch mit der übrigen Natur ein Ergebnis der Evolution ist, [...] dann ist die herkömmlicherweise so genannte Geisteswissenschaft die Naturwissenschaft der kulturellen Welt des Menschen. Sie beschreibt, untersucht und deutet die Prozesse dieser höchst differenzierten kulturellen Welt und stellt die Ergebnisse der herkömmlicherweise so genannten Naturwissenschaft zur Verfügung.“ (Wuttke, 2003: 81f.) Eine Kulturwissenschaft auf Augenhöhe der Naturwissenschaften: das könnte eine neue Form des Zusammenwirkens der zwei Kulturen ergeben, in dem neue Formen des Wissens auf neue Fragen und Herausforderungen antworten.

Vom Fragen

Vielleicht sind es ja nicht eigentlich die Antworten, auf die es ankommt, sondern die Fragen, denen wir nachgehen. Vielleicht gewinnt die Literaturwissenschaft, wenn sie sich der historischen Dimension ihrer Gegenstände, und die Geschichtswissenschaft wenn sie sich der textuellen Konstitution ihrer Quellen bewusster stellen. Und auch hier könnten wir – der Augenhöhe wegen – etwas von den Naturwissenschaften lernen,

nämlich dass Wissenschaft nicht darin besteht, Natur zu verdoppeln, sondern sie beschreibend zu erklären. Wir brauchen nicht weit in die Wissenschaftsgeschichte auszuholen, um zu erkennen, dass die einfachen Fragen nach Warum und Wie in den Geistes- und Kulturwissenschaften oft zu kurz kommen. „Es wird nur noch ausnahmsweise so gefragt“, schreibt Jürgen Kaube. „Die Abfolge, ein Rätsel wahrzunehmen, um dann nach einer Idee seiner Lösung zu suchen, wird zumeist substituiert durch die Wahl eines Objektes und seine Beschreibung mit den Mitteln eines ‚Ansatzes‘“ (Kaube, 2006: 15). Am Ende belegt die Untersuchung dann eher den Ansatz, als dass sie etwas am Gegenstand erkläre. Dabei ist die Welt voller Warums und voller Wies.

Literatur und Geschichte sind Institutionen mittlerer Reichweite. Sie stehen zwischen den Polen anthropologischer Konstitution und Evolution auf der einen und dem beschleunigten Verschleiß einer ständig rauschenden Gegenwart auf der anderen Seite. In dieser Mittelstellung zeigen sie eine gegenüber der Gegenwart überraschende Konstanz und einen permanenten Wandel über Zeiten und Epochen hinweg. Aus dieser phänomenologischen Sonderstellung erwächst die Herausforderung, der sich eine Wissenschaft stellen muss, die sich ihrer ernsthaft annimmt. *Anything goes, The medium is the Massage*, oder die *Hybridität der Kulturen*: was ist das anders als Erscheinungsform eines historischen Prozesses, um dessen Erklärung wir nie zu lange ringen.

Benutzte Literatur

Assmann, Aleida (2006), *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin, Erich Schmidt.

Delille, Maria Manuela Gouveia und Opitz, Alfred (2003), „Portugiesische Germanistik auf dem Weg zu einer interkulturellen Disziplin“, in: *Handbuch Interkulturelle Germanistik*, hg. von Alois Wierlacher und Andrea Bogner, Stuttgart, Metzler, 655-660.

- Döring, Jörg (2001), „...*ich stellte mich unter, ich machte mich klein...*“. *Wolfgang Koeppen 1933-1948*, Frankfurt/M., Stroemfeld/Nexus.
- Eibl, Karl (2004), *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*, Paderborn, mentis.
- Fausser, Markus (2003), *Einführung in die Kulturwissenschaft*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fischer, Ernst Peter (2001), *Die andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte*, Berlin, Ullstein.
- Fried, Johannes (2004), *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München, Beck.
- Geyer, Christian (2004), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Groeben, Otto Friedrich von der (1694), *Guinesische Reise=beschreibung*, Marienwerder, Simon Reinigern.
- Happel, Eberhard Werner (1688), *Thesaurus exoticorum oder eine mit Außländischen Raritäten und Geschichten wohlversehene Schatz=kammer*, Hamburg, Wiering.
- Harbsmeier, Michael (1994), *Wilde Völkerkunde. Andere Welten in deutschen Reiseberichten der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/New York, Campus.
- Hanenberg, Peter (1993), *Peter Weiss. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Schreiben*, Berlin, Erich Schmidt.
- Hanenberg, Peter (2004), *Europa. Gestalten. Studien und Essays*. Frankfurt/M., Lang.
- Hanenberg, Peter (2007), „Conflitos epistemológicos: o caso das línguas e literaturas“, in: José Manuel Sardica/ Jorge Fazenda Lourenço (Coord.): *Cultura e Conflito*. Lisboa, UCE, 149-158.
- Jackson, Tony E. (2003), „‘Literary Interpretation’ and Cognitive Literary Studies“, in: *Poetics Today* 24(2), 191-205.
- Kaube, Jürgen (2006), „Das Mengengerüst des Geistes. Zur quantitativen Bestimmtheit der schönen Wissenschaften“, in: *Neue Rundschau* 111, H. 2, 9-24
- Kemp, Wolfgang (2006), „’Natürlich’. Die Geisteswissenschaften in Zeiten biologischer Korrektheit“, in: *Neue Rundschau* 111, H. 2, 71-86.
- Knape, Joachim (1984), *Historie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext*, Baden-Baden, Koerner.
- Lopes, Marília dos Santos (1992), *Afrika. Eine Neue Welt in deutschen Schriften des 16. Und 17. Jahrhunderts*, Stuttgart, Steiner.
- Lopes, Marília dos Santos (1998), *Wonderful things never yet seen. Iconography of the Discoveries*, Lisboa, Quetzal.
- Lopes, Marília dos Santos (2007), „A viragem da maré: conflitos epistemológicos e a história“, in: José Manuel Sardica/ Jorge Fazenda Lourenço (Coord.): *Cultura e Conflito*. Lisboa, UCE, 141-148.
- Luhmann, Niklas (1995), *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt/M., Suhrkamp.

Nünning, Ansgar (Hg.) (1998), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar, Metzler.

Nünning, Ansgar (Hg.) (2005), *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart/Weimar, Metzler.

Opitz, Alfred (1997), *Reiseschreiber: Variationen einer literarischen Figur der Moderne vom 18.-20. Jahrhundert*, Trier, WVT.

Schöblier, Franziska (2006), *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen: Francke.

Segebrecht, Wulf (1977), *Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik*, Stuttgart, Metzler.

Schwanitz, Dietrich (1999), *Bildung. Alles, was man wissen muss*, Frankfurt/M., Eichborn.

White, Hayden (1991), *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas, Frankfurt/M., Fischer.

Wuttke, Dieter (1996), „Von der Geschichtlichkeit der Literatur und des Menschen. Fragmente einer bildungspolitischen Bestandsaufnahme“, in: Dieter Wuttke, *Dazwischen. Kulturwissenschaft auf Warburgs Spuren*, Baden-Baden, Koerner, Bd. 1, 279-308.

Wuttke, Dieter (2003), *Über den Zusammenhang der Wissenschaften und der Künste*. Wiesbaden, Harrassowitz.